

Anzeiger.

Unterhaltungsblätter.

37ster

— Glogau, Dienstag den 11. Februar 1845. —

Jahrg.

Ammalat Bei, der Fischerkessen-Fürst.

(Fortsetzung.)

Die Enttäuschung.

Ammalat irrte drei Tage in dem Hochgebirge von Daghestan umher. Als Moslem hatte er nichts von der Bevölkerung der Dörfer zu befürchten, die er durchschritt; aber Werchowsky hatte einen andern unversöhnlichen Rächer in der eigenen Brust des Mörders, sein Gewissen nämlich. Der unglückliche Bei floh wie von einem wüthenden Sturme davon getragen, ohne manchmal selbst zu wissen, wohin er ging. Seine Leidenschaft vergegenwärtigte ihm Seltanetta als die einzige Befreierin, von der er einigen Trost erwarten konnte, und in seiner fieberischen, krankhaften Exaltation bebte er selbst nicht vor dem Gedanken zurück, sie um den Preis zu erkaufen, welchen der Khan verlangt hatte. „Wiel“ rief er, „ich fürchtete mich ja nicht, ihn zu tödten, und sollte mich fürchten, seinem Leichnam den Kopf abzuschneiden? — Dieser Kopf ist mir unentbehrlich; er sei mein Hochzeitsgeschenk!“

Die Nacht war düster, kein Stern erglänzte am Himmel, das Meer ließ durch die undurchdringliche Finsterniß das dumpfe Aechzen und Rauschen seiner Wogen hören, und die Schakals durchstreiften heulend das Gebirge. Ein einzelner Reiter sprengte über den Graben unterhalb der Citadelle von Derbend, band sein Pferd an den Trümmern eines alten Thurmes fest, und schritt eiligst auf den Friedhof zu, wo man die Leichen der Offiziere zu beerdigen pflegte. Dieser Reiter war Ammalat; wie oft hatte er ähnliche Nächte mit Werchowsky im Freien zugebracht, und nun schlief dieser im Grabe, in das er ihn gestürzt, und wo er ihn noch jetzt verfolgen wollte. Mit bebender Hand schlug Ammalat Feuer, und zündete eine Art Fackel an, die er sich aus dürrer Grase und Gestrüpp bereitet. Bald entdeckte er das neu aufgeworfene Grab, riß das eiserne Kreuz heraus, welches es überragte, und bediente sich desselben, um die Erde aufzuwühlen, bis er das Gewölbe bloßlegte, welches über den Sarg her errichtet worden war, um den Leichnam vor dem Zahn der gierigen Schakals und anderer Raubthiere zu schützen. Da der Mörtel

noch nicht ganz getrocknet war, lösten die Ziegelsteine sich leicht ab, und Ammalat sprengte den Deckel des Sarges mit der Klinge seines Dolches. Das hohle Rauschen des Meeres hatte aufgehört, und das Geheul der Schakals unterbrach allein noch die Stille der Nacht; die vom Winde bewegte Flamme der Fackel war von einer Rauchsäule umhüllt, und warf einen röthlichen Glanzschein auf den in seinem Sarge ausgestreckten Leichnam. Ueber den Körper seines Opfers herabgebeugt, und so bleich wie dieses, stierte der Mörder den entseelten Obersten so starr an, als ob er von ihm verzaubert sei, und schien ganz den Beweggrund zu vergessen, der ihn hieher geführt hatte. Plötzlich überkam ihn ein Ekel, und er wandte voll Abscheu den Blick ab; die Gäste des Grabes hatten an dem Leichnam seines einstigen Freundes bereits ihr ekles Mahl begonnen. Ammalat nahm seinen ganzen Muth zusammen, und schwang den langen Dolch, um den Kopf vom Leichnam zu trennen; allein er wagte nicht, auf das Opfer hinzublicken, und die schlecht geführte Waffe fiel vier Mal vergeblich herab; erst beim fünften Hiebe vollbrachte er sein frevles, gotteslästerliches Werk, und warf von Ekel schauernd den Kopf in einen Sack, womit er sich versehen hatte.

Bisher hatte er seine ganze Kaltblütigkeit erhalten, allein in seiner Eile, aus dem Grabe herauszu steigen, wichen die Kiesel und der Sand unter seinen Füßen, und er stürzte auf den Sarg zurück. Ein unnenbarer Schrecken bemächtigte sich seiner, Flammen tanzten vor seinen Augen, und er glaubte eine Truppe von Dämonen vorüberziehen zu sehen. Er stieß einen dumpfen Seufzer aus, und schwang sich mit heftiger Anstrengung aus dem Grabe empor; dann entfernte er sich eilends, ohne einen Blick hinter sich zu werfen; einige Augenblicke später sprengte sein Pferd im Galopp über die Gräben und Felsblöcke dahin. Fast bei jedem Schritte traf Ammalat auf bewaffnete Truppen von Afusclingen, Awaresen und Ischetschenzen, die eiligst sich zum gemeinsamen Sammelplatze in der Nähe der Grenze begaben. Die Nachricht von Werchowsky's Tode hatte sich schnell durch's Gebirge verbreitet, und überall verließen die Bergvölker haufenweise ihre

Dörfer unter kriegerischen Tönen und Schlachtgesängen. Aber gerade Derjenige, für den sie in den Kampf zogen, entfernte sich von ihnen wie ein Verbrecher, und barg sich bei ihrer Annäherung in den Schatten, um auch nicht einmal von seinen Freunden bemerkt zu werden. Drei Tage nach seiner Abreise von Verbend gelangte er endlich nach Khunak, wo die Bei's, die Uzdens und die kleinen Fürsten sich versammelt hatten, um mit Achmed Khan zu berathschlagen. Ammalat sprang vom Pferde, und löste den Sack mit dem schrecklichen Inhalte vom Sattel ab. Die ersten Gemächer der Wohnung des Khans waren angefüllt von bewaffneten Kriegern, welche theils umhergingen und leise untereinander sprachen, theils auf Teppichen lagen. Auf allen Gesichtern sprach sich eine trübe Trauer aus. Aukers eilten erschrocken dahin und dorthin, und Niemand erbot sich, den jungen Tataren zu begleiten, Niemand achtete auf ihn. Zurkhai Khan, der natürliche Sohn des Sultans Achmed, hatte die Hände auf sein Gesicht gelegt, und weinte an dem Schlafgemache des alten Häuptlings. „Was heißt das?“ fragte Ammalat, „Du, Zurkhai, in dessen Auge man noch nie eine Thräne gesehen hat, Du weinst?“ Der junge Mann deutete schweigend auf die Thüre. Ammalat trat hinein, und ein schrecklicher Anblick bot sich ihm nun dar. Auf einem Bette in der Mitte seines Gemaches lag der Sultan Achmed Khan im Sterben. Seine Frau und seine Tochter knieten schluchzend an seinem Bette, und sein ältester Sohn, Nutsal, drückte krampfhaft seine beiden geballten Fäuste in der Stille der Verzweiflung an seine Stirn. Mehrere Frauen und einige Aukers standen bei Seite und weinten. Ammalat wunderte sich kaum über das, was er sah; ein einziger Gedanke beschäftigte seine Seele, und selbst dieser schmerzliche Anblick vermochte ihn nicht davon abzugeben. Er trat zu dem Sterbenden, und sprach mit lauter Stimme zu ihm: „Khan, ich bringe Dir ein Geschenk, das Dein Herz erfreuen wird, den Kopf Deines Feindes, den Preis, den Du für die Hand Seltanetta's forderst. Bei diesen Worten warf er seine schreckliche Last vor den Füßen des Sterbenden nieder. Der Khan hatte bei dem Klange der Stimme Ammalats die Augen geöffnet. Als der Bei wiederholte: „Hier ist der Kopf des Obersten,“ schauerte Achmed, und wendete das Gesicht ab von dem häßlichen Gegenstande; die letzten Todeskämpfe stellten sich ein, und er verschied bald darauf. Die Khanska war wie erstarrt stehen geblieben, als sie das grauenhafte Geschenk Ammalats erblickte; als sie nun sah, daß der Anblick dieses Kopfes den Tod ihres Mannes beschleunigt hatte, wandelte sich ihr Abscheu in heftigen Zorn um. „Vöthe der Hölle!“ rief sie aus, „ohne Dich wäre mein Mann noch gesund und lebenskräftig. Du bist die Ursache des Unglücks, das uns betrifft; auf dem Wege zu den Uzdens, die er auffordern wollte, Euren Plänen zu

dienen, stürzte er von einem Felsen hinunter, und Du Ungeheuer bringst ihm, statt den Sterbenden durch Worte des Friedens zu trösten, statt ihm durch Gebet und Almosen die Gnade Allahs mit zu gewinnen, den Kopf Deines Freundes, Deines Wohlthäters, Deines Gastes.“ — „Der Khan hat ihn von mir gefordert,“ erwiderte Ammalat. — „Schmähe den Todten nicht; nicht genug, daß Du Deinen Bruder ermordet hast, Du bringst auch den Kopf desselben meiner Tochter als Hochzeitsgeschenk an das Sterbebette ihres Vaters, und erwartest von den Menschen eine Belohnung, da Du doch die Strafe Allahs verdienst. Nein, nein, Verfluchter! ich schwöre es bei den Gräbern meiner Ahnen, daß Du nie mein Schwiegersohn, nie mein Freund oder mein Gast sein wirst. Entferne Dich, Beräther! Ich habe Söhne, und Du könntest sie während der Umarmung ermorden. Deine Küsse würden meine Tochter vergiften. Geh und lehre die Tiger sich unter einander zerreißen. Mein Haus öffnet sich dem Mörder seines Gastes nicht.“ — Ammalat stand unter diesem Fluche wie vernichtet da. Vor ihm lag der Kopf seines Opfers; in den Augen der Khanska blitzte das Feuer des Zorns, und selbst in den Zügen Achmeds schien sich eine Drohung auszusprechen. Der Mörder wußte nicht, wohin er seine Blicke wenden sollte. Er bemerkte die feuchten Augen Seltanetta's, trat schüchtern zu ihr, und sprach mit bebender Stimme: „Seltanetta, ich habe nur Deinem Vater gehorcht, ich gab nur dem Wunsche nach, Dich zu erhalten. Bin ich verurtheilt, Dich zu verlieren? Hast Du aufgehört, mich zu lieben? Hasset auch Du mich?“ Das junge Mädchen zitterte, verhüllte das Gesicht mit ihren Händen, und antwortete dann mit unerwarteter Festigkeit: „Lebe wohl, Ammalat!“ Darauf sank sie bewusstlos über den Leichnam ihres Vaters. Ammalat war von Schmerz und Wuth ergriffen. „Ach!“ rief er aus, „dies also sind die Schwüre eines Mädchens? Mit dem Sultan Achmed sind die Ehre und Gastlichkeit seiner Familie gestorben,“ setzte er in schneidendem Tone hinzu. Bei diesen Worten warf er einen schrecklichen Blick auf die Uzdens, sagte krampfhaft sein Schwert und schritt so hinaus. Niemand schien diese schreckliche Herausforderung zu verstehen. Im Hofe winkte der Bei seinen Aukers, dann schwang er sich schweigend auf sein Roß, und entfernte sich langsam von der Wohnung des Khans.

* * *

Was wurde wohl aus dem Mörder Werchofsky's? Wohin verbarg er seine Gewissenspein? Wohin schleppte er sein elendes Leben? Niemand hat es genau und bestimmt erfahren. In Daghestan verbreitete sich das Gerücht, er habe sich zu den Tschetschenzen geflüchtet, und irre umher wie ein wildes Thier, bleich, abgemagert, unkenntlich.

(Der Beschluß folgt.)

Der Schultheis und das Fremdwörterbuch.

Eine wahre Geschichte.

Es ist traurig, daß unsere Staatsbehörden in alle ihre Erlasse so viele fremde Wörter einfließen lassen, zur großen Plage und Beschwerniß der Untertanen, die nicht alle im Stande sind, Latein und Griechisch und wer weiß was sonst noch für Sprachen zu erlernen, und die doch gern wissen möchten, was ihre verehrte Obrigkeit eigentlich spricht. In Sachen, die bloß auf die Privatrechtspflege sich beziehen, muß man sich das am Ende wohl oder übel gefallen lassen, denn wir Deutschen haben merkwürdiger Weise, statt unser deutsches Recht beizubehalten und fortzubilden, ein ander Recht aus fremden Ländern hereingeholt, nämlich das Römische, das uns Anfangs zu Leib stand, wie ein Kleid Jemanden, für den es nicht gemacht ist, und sich erst nach und nach so etwas gegeben hat; aber doch ist es nun einmal statt in deutscher in lateinischer Sprache geschrieben, und es ist daher kein Wunder, daß immer noch viele lateinische Worte mit unterfließen, selbst in den deutschen Ländern, die das fremde Recht in deutsche Gesetzbücher zu übersetzen versucht haben.

Unser Strafrecht dagegen wurzelt größtentheils in deutschem Boden. Und unsere Verwaltungsbehörden, die sollten doch auch billig deutsch reden, denn sie befassen sich nicht viel mit dem römischen Recht, und holen auch sonst ihre Wissenschaft nicht aus dem Ausland herbei.

Wohin das Sprechen in fremden Zungen führt, das möge die nachfolgende Geschichte zeigen, die kürzlich im Herzogthum Nassau geschehen ist.

Die Aemter im Nassauischen haben sowohl die Verwaltung, als auch die Rechtspflege. Als Ortsobrigkeiten sind ihnen die Schultheiße untergeordnet, die sowohl in Verwaltungssachen ihrer Gemeinde vorstehen, als auch die Rechtsverfügungen der Aemter vollstrecken. Der Schultheiß in — ist nun ein recht tüchtiger Mann, der seine Dienstvorschriften gehörig kennt und eifrig vollzieht und dabei für das Wohl seiner Gemeinde überall ernstlich sitzt und sorgt. Das Amt in — n war bisher immer sehr zufrieden mit ihm und ebenso auch der Schultheiß mit dem Amt. Aber das schöne Verhältniß sollte sich bald ändern. Kam ein neuer Assessor an's Amt, ein recht grundgelehrter Mann, aber er brauchte seine Gelehrsamkeit auch da, wo sie nicht an ihrem Orte ist, und namentlich gab es in den Schreiben an den Schultheiß immer eine Menge fremder Worte, die aus dem Lateinischen und Griechischen und wer weiß woher sonst noch ihre Abstammung herleiteten, und die ein Schultheiß, wenn er auch sein Deutsch recht gut gelernt hat und mit der Feder gehörig umzuspringen weiß, doch nicht verstehen kann. Unser — scher Schultheiß half sich so gut es ging, aber es konnte sich doch nicht feh-

len, daß allerhand Mißverständnisse entstanden und in Folge davon allerlei Verfehrtheiten vorkamen, die dann wieder einen Verweis über den andern nach sich zogen. Der gute Mann, der früher nur gewohnt war, gelobt zu werden, und es selbst fühlte, daß er es nicht war, der den ergangenen Tadel verschuldet hatte, grämte sich sehr, er zog Pfarrer und Schullehrer zu Rathe, und endlich gelang es ihm, er glaubte das Mittel gefunden zu haben. An einem Sonntage blieb er gegen seine Gewohnheit aus der Kirche, legte einen großen Bogen Papier vor sich, und setzte in aller Muße und Gemüthsammlung, wie sie ein arbeitssamer Bauer nur in der Stille des Sonntagmorgens hat, folgendes Schreiben darauf, das ich unsern Lesern vollständig mittheilen will:

„An Herzogliches Amt in — n.

Gehorsamster Bericht

des Schultheißen S — in — ch.

Die fremden Wörter betreffend, die man nicht verstehen kann.

„In dem verehrlichen Schreiben Herzoglichen Amtes vom 12. d. Mts. heißt es, ich solle ‚den Wegbau mit aller Energie in Angriff nehmen‘ und dann etwas später, es solle ‚alle Konnivenz gegen die Frohndepflichtigen ausgeschlossen sein‘.

„Herzogliches Amt weiß, wie gern und bereitwillig ich alle Anträge vollziehe, die mir zugehen, so weit es nur in meinen schwachen Kräften steht, aber den kann ich nicht vollziehen, weil ich nicht weiß, was ‚Energie‘ heißt und auch nicht, was ‚Konnivenz‘ besagen will. Ich denke mir zwar, daß ‚Energie‘ ungefähr so viel bedeutet wie Gemeinde, und daß ‚mit aller Energie‘ wohl ‚mit der ganzen Gemeinde‘ heißt, und daß ‚Konnivenz‘ vielleicht Rücksichten auf Vetterschaften und Geldspen- tigung anzeigt und damit gesagt werden soll, daß ich es nicht machen soll, wie mein Nachbar, der nunmehr abgesetzte — häuser Schultheiß, — was aber bei mir zu bemerken gewiß gar nicht nöthig gewesen wär, dafür wird mich das Herzogliche Amt genug kennen.

„Aber wenn nun die zwei fremden Wörter etwas Anderes hießen, wenn ich sie falsch verstanden hätte, und thäte das nicht, was mir eigentlich aufgetragen ist, dann bekäm' ich wieder einen Verweis, und das kränkt einen doch gar zu sehr, wenn man gern Alles thut, was man kann. Ich habe nun wegen der fremden Wörter, die man nicht verstehen kann, seit einem Vierteljahr schon sechs Verweise kriegt und in dem Vierteljahr davor auch schon ein Paar, und gerade immer, wenn ich geglaubt habe, diesmal hätt' ich's gewiß verstanden und recht gut gemacht, dann war's grad nichts nuß, und der Verweis blieb nicht aus.

„Ich habe kein Latein und kein Griechisch und kein Französisch gelernt in der Schule, nur in den Kriegzeiten von dem Französisch so viel, daß man mit den Parleß wuß so ein Bißchen herumkommen

konnte. In unserer Schule lernt einer Lesen, Schreiben und Rechnen und dann noch vom Glauben und der Erdbeschreibung und allenfalls auch noch von der Naturgeschichte so viel, als für einen einfachen Bauersmann Noth thut. Ich kann daher die fremden Wörter nicht verstehen, und nun ich sieben und fünfzig Jahre alt bin und schon seit sechszehn Jahren Schultheiß bin, da wär' es wohl zu spät, wenn ich noch auf die lateinische Schul' gehn wollte, und dazu hätt' ich ohnedies kein Geld, und mein Ackerbau könnat' es auch nicht vertragen.

„Ich habe mich lange besonnen, wie ich es mit den fremden Wörtern machen soll, die man nicht verstehen kann. Zuerst habe ich den Schullehrer gefragt. Ich dachte, weil der in Döstein ein paar Jahre lang studirt hat, da müßte der's wohl verstehen. Und er hat auch gethan, als wenn er's verstanden hätte, und hat immer gesagt: Schultheiß, das heißt so und das heißt so, und Ihr müßt nur die Sache am richtigen Zipfel anzufassen wissen, unser einer muß Alles verstehen und wenn er's auch nicht gelernt hat. Aber wenn's am Ende herauskam, dann war's immer nichts nuz.

„Herzogliches Amt wird sich wohl noch erinnern, wie die Untersuchung war wegen der Karrenkette, die dem Peter Weinbauer aus seinem Hof war fortkommen, und wie mir da geschrieben wurde, ich solle „nach Indizien des Thäters forschen“. Ich wußte nicht, was „Indizien“ waren, und fragte den Schulmeister. Der sagte mir, das wäre ja leicht zu verstehen, das wären Bienenstöcke, und weil ich den Anton Weber für den Thäter hielt, da habe ich denn auch in seinen Bienenstöcken nach der gestohlenen Kette geforscht, aber Nichts gefunden. Und wie die Sach' an's Amt kam, da hat der Anton Weber geschrieen, ich hätt' ihm seinen Bienenstock sechs Jahr verdorben, und meinen Verweis den bekam ich, und es hätte nicht viel gefehlt, dann hätt' ich auch noch dem Anton Weber Schadenersatz bezahlen müssen, von wegen seinem Bienen, und doch waren mir selbst Gesicht und Hände abscheulich verstocken worden.

„Also merkte ich, daß es mit dem Schullehrer nichts war. Da bin ich denn hernach zum Herrn Pfarrer nach — hausen gegangen, wohin unser Ort eingepfarrt ist. Was der mir gesagt hat, das war recht, und wenn ich's danach that, dann ging es gut, denn er ist ein grnddgescheuter Mann, der allerhand Sprachen kann. Aber manchmal kommt Etwas, das hat Gil', und ich kann den Herrn Pfarrer nicht erst fragen, und überhaupt kann ich nicht einen Tag um den andern einmal nach — hausen laufen, das sonah an drei Viertelstunden ist. Das thäte meinem Ackerbau zu viel Eintrag, und die Schultheißerei wirft das nicht ab, wenn man sie als ein ehrlicher Mann versteht.

„Da hab' ich den Herrn Pfarrer wieder einmal gefragt, wie dem Ding wohl beizukommen wäre, und wie ich die fremden Wörter könnte verstehen lernen, ohne daß ich meinen Ackerbau und meine sonstigen Geschäfte darüber vernachlässigte. Da hat er mir denn was ver-rathen, das ich Herzoglichem Amt nun mittheilen will, und ich glaube, daß das es thun wird.

„Er hat mir nämlich gesagt, es gäbe Bücher, die man „Fremdwörterbücher“ nennt, darin alle die fremden Wörter, die man nicht verstehen kann, aufgezeichnet wären, nach dem A. B. C., und wo bei jedem dabei stünde, was es auf Deutsch bekagen wolle. Wenn ich nun so ein Buch hätte, dann stellte ich es auf mein Stubenbrett neben die Verordnungs-bände, und wenn dann ein Schreiben von Herzoglichem Amt käme, wo so ein fremdes Wort drin wäre, dann griff ich zu meinem Buch, dann wäre es mir nicht angst, dann wolt' ich schon fertig werden. Bei dem „Indizien“ da sah' ich nur beim Buchstaben I nach, da wollte ich schon finden, daß es keine Bienenstöcke wären, wo mir der Schulmeister zu verhol-sen hat — und zu den Stichen und dem Verweis noch obendrein, Gott soll's ihm lohnen! — sondern das Andere, was ich nicht weiß.

„So ein Buch aber, wenn's ein gutes sein soll — und das müßt's doch sein — kostet immer unter Brüdern seine drei, vier oder gar fünf Gulden, sagt der Herr Pfarrer, und die hab' ich nicht aufzuwenden. Ich meine aber, wenn es nöthig ist, daß der Schultheiß die fremden Wörter versteht, die er in der Schule nicht gelernt hat und nicht hat lernen können, dann müßt' auch von Gemeinds wegen dafür geforgt werden, daß er so ein Buch kriegt und da noch einmal in seinen alten Tagen ein neues A. B. C. lernen kann.

„Ich bitte daher Herzogliches Amt gehorsamst, daß es auf Gemeinds Unkosten so ein Fremdwörterbuch anschafft und mir zukommen läßt. Weilen aber der Gemeindsetat für anno 1844 schon festgesetzt ist, so kann es wohl für dies Jahr nicht mehr geschehen, sondern erst im Jahre 1845, und wäre daher für dies Jahr nicht anders zu helfen, als wenn man entweder für den noch übrigen Theil desselben die fremden Wörter, die man nicht verstehen kann, ganz weglasse und für kommdes Jahr aufsparte, bis daß das Buch da ist, oder wenn man bei Herzoglicher Landesregierung bewirken wollte, daß die drei bis fünf Gulden für so ein Fremdwörterbuch noch nachträglich für 1844 verwilligt würden.

„Das wär' es, was ich Herzoglichem Amt in Betreff der fremden Wörter, die man nicht verstehen kann, vor-zutragen habe.

—n, den 15. September 1844.

—, Schultheiß.“

Wie der Schultheiß damit fertig war, läutete es das „Vater unser“ in der Kirche zu — hausen, und er stimmte daheim in seiner Stube fromm mit ein in das Gebet der versammelten Gläubigen, denn es war ihm so leicht um's Herz, als wäre ihm ein schwerer Stein davon gewälzt worden.

Er machte seinen Bericht sorgfältig zu, und gab ihn dem Boten, der ihn in die Stadt trug. Die Frau Schultheißin hatte ihren alten Mann seit lange nicht so froh gesehen, als diesen Mittag beim Essen, wo er eine wahrhaft gefährliche Klinge schlug.

Eine Entschließung hat er bis jetzt noch nicht bekommen auf seinen Bericht. Der Pfarrer zu — hausen aber, der Schalk, der den ganzen Anschlag ausgeheckt hat, hofft, daß man stillschweigend „die fremden Wörter, die man nicht verstehen kann“, nicht bloß für das Jahr 1845 auffparen, sondern überhaupt ganz weglassen wird, und wir müßen Er. Hochwürden darin bestimmen.